

Unverkäufliche Leseprobe



Annika Fechner
Hungrige Zeiten
Überleben mit Magersucht und Bulimie

303 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-63411-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/10053163>

Das hier ist meine Geschichte.

Und zugleich ist es auch nur *eine* Geschichte, eine Geschichte von vielen, für viele. Für viel zu viele.

So individuell, persönlich und einmalig meine Erlebnisse und Erfahrungen auch sein mögen, sie passen immer noch ins Raster, sprengen nicht den Rahmen. Ein Härtefall, gewiss, aber bei dieser Krankheit sind eine langjährige Dauer und mehrfache Klinikaufenthalte fast schon normal. Sagen die Experten und die, die sich dazu machen. Wer es beim ersten Anlauf gleich schafft, ist eher eine Ausnahme, ein leichter Fall. Vielleicht.

«Sie sprießen aus dem Boden wie Pilze», sagt meine Mutter und zählt an den Fingern ab, wie viele Familien in ihrem Bekanntenkreis betroffen sind.

«Sie», sagt sie, nicht «ihr». Mich zählt sie nicht mehr dazu; ich war seit über einem Jahr nicht im Krankenhaus und passe auch nicht mehr in die Kinderkollektion von H&M. Deshalb glaubt sie, dass es mir gut gehe, dass ich, zwar nicht geheilt, aber doch einigermaßen stabil sei. Und sie glaubt es, weil sie es so verzweifelt glauben will. Sie weiß nichts, ahnt nichts von dem Kampf, der sich immer noch Tag für Tag in mir abspielt, der meine Gedanken in altbekannten Bahnen kreiseln lässt und mich innerlich spaltet. Jenen Kampf, den ich nun bereits seit Jahren führe und von dem ich trotz allem noch glaube, dass ich ihn gewinnen *kann* – solange ich mich nicht auf- und den Löffel buchstäblich abgebe, jenen Kampf, den ich mit unzähligen anderen teile und den doch jede nur für sich selbst kämpfen kann.

Hier soll meine Geschichte erzählt werden, die zugleich die Geschichte von vielen Frauen und auch immer mehr Männern ist. Die Geschichte von Mädchen, die eigentlich noch Pokémon und Diddl sammeln, von Schülerinnen und Studentinnen, von Azubis,

Ehefrauen, Ärztinnen und Rechtsanwältinnen, Arbeitslosen und Frührentnern. Es gibt sie alle.

Wir hungern und wir kotzen, wir hassen und wir schämen uns, wir sind stolz auf unsere Stärke zum Verzicht und belügen uns selbst damit, dass wir «ab morgen» neu anfangen werden.

Wie bekommt man eine Essstörung? Wie wird man magersüchtig oder bulimisch? Fängt man sich das ein wie einen Schnupfen, ein Virus? Liest man darüber nach und trainiert sich das Verhalten dann gezielt an? Kann es sein, dass man «ohne es zu merken» einfach so hineinschlittert? Warum erkranken jährlich immer mehr und mehr Frauen, darunter viele, auf die diese Bezeichnung noch gar nicht zutrifft, weil sie im Grunde noch Kinder sind? Sind tatsächlich die Medien schuld, die ein extremes Schlankheitsbild vermitteln? Schauspielerinnen wie Calista Flockhart oder die Sängerin Victoria Beckham, die ihre knöchernen Körper öffentlich zur Schau tragen?

Es ist nichts Neues, zu hungern, sich selbst zu einem Hungerkünstler zu machen. Zahlreiche Berichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert erzählen von jungen Mädchen und Frauen, die auf Nahrung verzichteten, ja behaupteten, nicht darauf angewiesen zu sein. Nicht wenige starben an dieser Lüge. Zuvor jedoch wurden sie wie Heilige verehrt und galten als «Wunder Gottes». Vom Hunger und der Tatsache, extrem mager zu sein, geht – in Zeiten eines einigermaßen stabilen Wohlstandes wohl gemerkt – eine seltsame Faszination aus. Für die Betroffenen selbst ebenso wie für ihre Umwelt. Aber genügt ein solcher Reiz, um sich bis auf die Knochen abmagern zu lassen? Und das Risiko zu sterben einzugehen? Was steckt noch dahinter, hinter dieser Sucht, mager zu sein? Und was finden Menschen so sehr «zum Kotzen», dass sie genau das tagtäglich tun?

Ist es der Nachahmungseffekt? Das Geheimnis, dass man sich nach dem Essen zum Erbrechen bringen kann, ist längst kein Geheimnis mehr. Lady Di tat es. Kronprinzessin Viktoria

von Schweden tat es. Emma von den Spicegirls tat es und tut es vielleicht noch.

Zehnjährige Mädchen rennen in den Pausen aufs Schulklo und würgen ihre gerade verspeisten Pausenbrote wieder hervor. Die erfolgreiche Marketingmanagerin in ihrem hellgrauen Armanikostüm entschuldigt sich bei Tisch freundlich und kotzt das 50-Euro-Menü in die Restaurantkloschüssel. Gekotzt wird überall, in Bahnhofsklo und bei McDonalds ebenso wie auf den Gästetoiletten des «Adlon». Bloß der Komfort ist ein anderer, und dieser Umstand sollte nicht unterschätzt werden. Selbstinduziertes Erbrechen löst immer Scham und Ekel aus, jedoch wird einem selten so deutlich, wo man angekommen ist, wie wenn man sich bei «Nordsee» die kalten Fritten anderer Gäste von den leergegessenen Tablett klaut, sie hinunterschlingt und sich anschließend über eine völlig verdreckte Metallkloschüssel beugt und der nach Exkrementen, Urin und Schweiß stinkenden Luft den Geruch von frischem Erbrochenen hinzufügt. Aber das ist erst die letzte, die allerletzte Station. Niemand fängt dort an, genau wie niemand seine Bulimie mit gigantischen Fressorgien beginnt. Dahin ist es ein langer Weg, aber man geht ihn schneller als man denkt.

Bulimie ist eine Sucht, aber Erbrechen ist kein Heroin. Man wird nicht davon abhängig, bloß weil man sich einmal den Finger in den Hals gerammt hat.

Aber da ist dieses Wissen, das Wissen um diese kleine, feine und relativ unaufwendige Methode, unliebsame Kalorien wieder loszuwerden. Unaufwendig im Vergleich zu den vielen Stunden Sport, die nötig wären, um sich die Schinkenpizza, den Salat, das Tiramisu und den dreiviertel Liter Cola wieder abzutrainieren. Nicht alle von uns schaffen es auf Anhieb, sich zum Erbrechen zu bringen. Manche brauchen eine Weile, ehe sie den «Dreh» heraus haben, anderen fällt es leicht, und wieder andere quälen sich stets damit und benutzen Hilfsmittel wie Löffel und Zahnbürsten oder Salzwasser.

Nicht wenige von uns schlittern im Laufe der Zeit von einer Essstörung in die nächste, wobei sich zeigt, dass mehr Magersüchtige bulimisch werden als umgekehrt. Manche gehen auch von Anfang an beide Wege gleichzeitig. So wie ich.

Warum ich dieses Buch schreibe? Vielleicht in der Hoffnung, dadurch endgültig Abschied nehmen zu können, Abschied von einer Illusion von Leben, die für Jahre der Mittelpunkt meines Denkens und Handelns war. Abschied von einer Idee, die nur in die Irre führen kann und muss, mich ebenso wie zahllose andere Mädchen und Frauen, die auf der Suche nach sich selbst über eine Essstörung stolpern, sie aufgreifen und festhalten. Und je mehr alles Übrige zerfällt – desto fester umklammern wir sie. Wir erkennen, dass etwas komplett falsch läuft, aber wir sehen uns außerstande, die Krankheit aufzugeben, weil wir fürchten, unseren letzten Halt zu verlieren.

Vielleicht möchte ich mir beim Schreiben selbst auf die Schliche kommen, herausfinden, *endlich begreifen*, warum ich so unglaublich an einem Kindkörper hänge, der zu klein und zu mager für eine erwachsene junge Frau ist, der so schwach und krank ist, dass ihn jede Bewegung anstrengt. Warum ich mich nach wie vor freue, wenn ich abgenommen habe, wenn die Hosen weiter fallen und ich die Rippen wie dürre Äste unter meiner Haut ertaste. Warum ich die Schäden leugne und es ignoriere, wenn meine Zähne schmerzen, mein Hals brennt und mein Herz müde stolpert. Warum ich zärtlich über meine Haut streiche, wenn sie sich bereits trocken, schuppig und bleich über die Knochen spannt.

Warum ich ein Leben ohne diese Krankheit noch immer so sehr fürchte.

Ich schreibe für mich und jene Menschen, die mit mir leiden mussten, genauso wie für alle anderen Angehörigen und Freunde, für Lehrer und Betreuer, die sich mit dem Phänomen Essstörung konfrontiert sehen. Aber natürlich schreibe ich auch für die magersüchtigen und bulimischen Mädchen und Frauen, die jeden

Tag einen erbitterten Kampf gegen sich selbst führen. Die diesen Zustand hassen und nicht wagen, ihn zu ändern, aus Furcht, jede Alternative könnte noch schlimmer sein. Eine vertraute Hölle ist einer unbekanntem vorzuziehen.

Und ich möchte für jene schreiben, die sich noch nicht ganz entschieden haben, für jene, die gerade am Scheideweg stehen und dabei sind, den teuflischsten Deal ihres Lebens einzugehen. Euch möchte ich sagen: Glaubt keine der heiligen Lügen, sie werden euch schlimmer verletzen, als es jede Wahrheit je könnte. Ihr werdet *immer noch ihr* sein, auch mit zehn, mit zwanzig Kilogramm weniger! Ihr werdet euch nicht leiden können und hässlich finden, ihr werdet nicht glauben, dass ihr etwas könnt und dass euch jemand mag. Ihr werdet weiter suchen und immer auf der Suche bleiben, weil auch die Essstörung keinen Stillstand herbeiführt, an dem wir endlich ankommen und zu Hause sein könnten. Geht nicht weiter! Bleibt stehen!

Meine Geschichte beginnt im Mai 1996. Ich bin fast 16 Jahre alt und stehe kurz davor, die Prüfung zur Mittleren Reife am Gymnasium meiner Heimatstadt abzulegen. An fünf Vormittagen und zwei Nachmittagen in der Woche gehe ich zur Schule. In den Mittagspausen laufen meine Freunde und ich zum Supermarkt um die Ecke und bestreiten anschließend unser Mittagessen mit Keksen und Fanta, während wir uns unseren Hausaufgaben widmen. An den Nachmittagen, an denen ich keine Schule habe, bin ich meistens in der Stadt. Meine Heimatstadt ist winzig, Provinz, die sich trotzdem «große Kreisstadt» nennen darf. Es gibt dort eine einzige, etwa einen Kilometer lange Einkaufsstraße mit zwei Buchläden, einem Blumen- und einem Fotogeschäft, mehreren Boutiquen mit altbackenen Kleidern, einem Optiker, einem Reformhaus, einem Bäcker und einer Drogerie. Immer wieder kommt es vor, dass Touristen vor dem Rathaus stehen, das etwa in der Mitte dieser Straße liegt, und verzweifelt wissen wollen, wie man denn hier

«zum Zentrum» komme. Überraschung, Leute, ihr seid schon da. Das ist alles, hier tobt unser (Kleinstadt-)Leben.

Ich verbringe die meiste Zeit in der Stadtbücherei, einem hellen Glasbau, der zum Stolz aller Bürger sogar einen Architekturpreis einheimen konnte. Ich lese in mindestens zehn Bücher hinein und leihe mir anschließend drei aus. Die Auswahl ist groß und wird ständig aktualisiert. Oft begleitet mich meine Freundin Lina. Lina ist Sudanesisin, lebt seit ihrer Geburt hier und ist eindeutig der ordentlichste und ehrgeizigste Mensch, den ich kenne. Sie macht *immer* alle Hausaufgaben, sie ist *immer* vorbereitet, selbst in Fächern wie Musik oder Erdkunde, ihr fehlt *niemals* ein Blatt in ihren Unterlagen. Lina hat einen Notendurchschnitt von 1,2 und wird später Medizin studieren. Ansonsten gibt es über sie nicht allzu viel zu sagen. Wenn sie nicht lernt, spielt sie Gitarre oder liest. Sie ist verrückt nach Soaps und Liebesfilmen, steht früh auf und geht früh schlafen; ihr ganzes Leben ist planbar, durchschaubar und etwas – langweilig.

Ich mag Lina, ich mag sie wirklich, aber die Freundschaft mit ihr bleibt stets etwas gleichgültig, oberflächlich, unkonkret. Neben ihr gibt es da noch Jasmin, Jasmin, die Schöne und Beliebte; deren Freundin ich heute sein darf und morgen eventuell nicht mehr. So unstet wie in ihren Launen ist Jasmin in der Vergabe ihrer Gunst, bei ihr gibt es keine Gewissheit. Und weil es für mich so unglaublich wichtig ist, eine *feste* Freundin zu haben, schließe ich mich Lina an.

Mein Leben wirkt völlig normal. Ich bin eine durchschnittlich gute Schülerin, mag keine Discos, sondern verbringe den Samstag lieber bei Lina, wo wir uns Videos ansehen. Ich habe keinen Freund und auch kaum Erfahrung auf diesem Gebiet, wenn man von einigen wenigen hektischen, unbeholfenen Knutschereien und Fummeleien im Schwimmbad mit irgendwelchen Typen, die Jasmin und ich dort aufgegabelt haben, absieht. Ich verliebe mich etwa jedes halbe Jahr unglücklich, was mich zwar sehr beschäftigt,

mir aber im Grunde nicht ungelegen kommt: Sex macht mir Angst. Ich lese «Bravo», um mich fortzubilden, und denke, dass ich irgendwann einmal Kinder haben will.

Alles ganz normal.

Nichts ist normal.

Ich befinde mich irgendwo in dem Zustand, der allgemein «Pubertät» genannt wird, und so sehr ich meinen Intellekt auch bemühe und anstrenge, es gelingt mir nicht, abzuschätzen, wo genau ich festhänge. In der Mitte? Im hinteren Drittel? Kurz vor dem Ende? Ich wünsche mir ständig, dass es bald vorbei sei, aber es sieht nicht danach aus. Für mich ist diese notwendige Phase der Veränderung eine nicht enden wollende Tortur.

Ich weiß nicht mehr, wer ich bin, und das macht mir Angst. Ich kann tieftraurig sein und trotzdem eine Sekunde später über die albernsten Dinge loslachen, ich werde bei Kleinigkeiten wütend und weiß nicht, wohin mit meiner Energie.

Warum sagt einem niemand, dass das normal ist und dass es fast allen so geht? Wir könnten Selbsthilfegruppen gründen und uns gegenseitig bestätigen, dass wir durchaus noch *da* sind! So aber sehe ich um mich herum lauter selbstsichere, schöne junge Menschen, die ihren Weg genau zu kennen scheinen. Ich bin nicht so. Ich bin anders. Was stimmt nicht mit mir?

Mit zwölf versuche ich, die beginnende Metamorphose vom Kind zur Erwachsenen zu ignorieren. Ich beschäftige meinen Geist mit Lesen, alles andere soll, bitteschön, ohne mich stattfinden. Ich verbringe alle Nachmittage in meinem Zimmer, lesend. Ich habe überall, wo ich bin, ein Buch dabei. Im Bus, im Zug, in der Schule. Ich lese bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Ich will beschäftigt wirken. Niemand soll mich irgendwo allein sitzen sehen und denken, dass ich einsam bin. Denn ich bin einsam.

Fakt ist, dass nirgendwo ein Mädchen zu finden ist, mit dem ich befreundet sein könnte. Die meisten stecken schon in festen «Beziehungen», die gibt es nur im Doppelpack. Wir sind neun Mäd-

chen in der Klasse, eine davon muss übrig bleiben. Und das bin ich. Ich bleibe übrig, wenn wir uns für eine Teamarbeit im Unterricht oder im Sport einen Partner suchen sollen.

Es macht mir nichts aus! Seht her, ich lächle, mir ist genau genommen gar nicht aufgefallen, dass ich schon wieder übrig geliebt bin!

Und ich bin allein.

Ich bin so allein, dass meine Bücher die Leere in mir nicht füllen können. Am Abend vor meinem zwölften Geburtstag schreibe ich mit Kreide «Ich wünsche mir e. b. Fr.» auf den Gehweg vor unserem Haus. Eine beste Freundin. Wenn es einen Gott gibt, vielleicht liest er das ja.

Meine Mutter fragt mich lächelnd: «Was wünschst du dir?» Ich zucke die Achseln. Was soll ich ihr sagen? Dass es in meiner Schule niemanden gibt, der mit mir befreundet sein will? Nein, ich will nicht, dass sich meine Eltern für ihre Tochter schämen. Für die Tochter, die übrig bleibt.

Als ich fast dreizehn bin, kommt Jasmin an unsere Schule. Sie ist zwei Jahre jünger, wirklich schön und schlank. Sie ist ein Sonnenschein, der jeden von der ersten Minute an für sich einnimmt. Die Mädchen aus ihrer Klasse wollen alle mit ihr befreundet sein, und die Jungs schreiben ihr Liebesbriefe: «Ich liebe dich so sehr! Willst du mit mir gehen, kreuz an, Ja, Nein, Vielleicht.»

Und Jasmin will mit *mir* befreundet sein! Ich bin glücklich. Sie könnte alle haben, aber sie will *mich*!

Es ist der Beginn unserer sehr emotionalen, von vielen Auf- und Abs geprägten Freundschaft. Denn Jasmin ist sprunghaft und übertrieben spontan, vor allem in der Bekundung ihrer begehrten Zuneigung, die sie völlig unsystematisch verteilt.

Und es ist der Beginn meiner Auseinandersetzung mit meinem Körper. Bis dahin habe ich zu ignorieren versucht, dass ich überhaupt einen *habe*, geschweige denn dass er sich verändert. Als ich das erste Mal meine Tage bekomme, schäme ich mich zu sehr, um

es meiner Mutter zu erzählen, und stopfe mir Klopapier in die Unterhose. Ich «übersehe», dass da plötzlich Haare wachsen, wo bislang nur glatte, nackte Haut war.

Obschon jünger als ich, ist Jasmin doch fast genauso weit entwickelt. Und auf einmal ist unser Körper Thema. Wir reden über Brüste, vergleichen unsere im Neonlicht der Umkleidekabinen bei H&M, wo wir, kichernd und ein wenig verlegen, unsere ersten BHs anprobieren. Wir reden über die Menstruation, die Jasmin «Regel» nennt, und ich bewundere die Offenheit, mit der sie mit ihrer Mutter über das Thema spricht. Natürlich reden wir auch über Sex. Hauptsächlich übers Küssen, mit oder ohne Zunge und wie das wohl gehen wird.

Und wir reden über unser Gewicht.

Jasmin hat in meinen Augen den perfekten Körper, ihre Taille ist schmal, der Bauch ganz flach, die Arme sind schlank und die langen Beine muskulös vom Reiten. Ihre Entwicklung hat dieses Bild nicht eingetrübt, im Gegenteil, aus dem niedlichen kleinen Mädchen erstrahlt eine schöne junge Frau. Jede Proportion stimmt. Und doch gefällt sich Jasmin nicht, sie findet sich «zu dick» und kneift wütend in die Haut am Bauch oder schlägt sich auf den «fetten Arsch». Sie wiegt sich täglich, oft auch zweimal, und erzählt mir jede Veränderung. Bei uns zu Hause gibt es keine Waage, also wiege ich mich bei Jasmin. Sie steht daneben und wir starren beide auf die Zahl, die klar sagt, dass ich sechs Kilogramm schwerer als sie bin. Wir haben etwa dieselbe Größe. Was denkt Jasmin über mich, wenn sie sich zu dick findet? Wie sieht sie mich? Bin ich hoffnungslos fett, so dass dies gar keiner Bemerkung mehr wert ist? Sie sagt zwar nie, dass sie mich zu dick findet, aber ich bin ja auch ihre Freundin, sie möchte mir nicht wehtun.

Dass Jasmin die Hübschere von uns beiden ist, daran besteht kein Zweifel. Sie hat langes, hellblondes, ganz weiches Haar, feine Gesichtszüge, denen auch das metallische Lächeln ihrer Zahnspange keinen Abbruch tut.

Ich habe stumpfes, braunes Haar, das ich immer achtlos zu einem Zopf im Nacken zusammenbinde, ein eher rundes Gesicht und trage eine Brille mit blauem Plastikrand. Auch ich habe eine Zahnspange.

«Weißt du, Annika», sagt meine Schwester, «du siehst genauso aus, wie in Büchern immer die Hässlichen beschrieben werden: braune Haare, Brille und Zahnspange.»

Auch wenn ich sie dafür heftig kneife, sehe ich ein, dass sie recht hat. Ich bin hässlich. Und ich bin dick. Zumindest an letzterem kann ich etwas ändern.

Ich fange an, Diäten zu machen. Sie sind allesamt selber von mir erfunden und basieren auf meinen Ideen, wie man möglichst schnell möglichst viel Gewicht abnimmt. Ich lasse Mahlzeiten ausfallen, meist Frühstück und Abendessen, gelegentlich Frühstück und Mittagessen. Ich faste jeden zweiten Tag. Einmal ernähre ich mich 14 Tage lang ausschließlich von eingelegten Essiggurken, acht Stück am Tag (und 12 kcal pro 100 g).

Ich nehme jedes Mal im Schnitt 3 bis 4 Kilogramm ab, und dann wird es mir zu anstrengend und ich höre wieder auf. Man verliert so unglaublich viel an Lebensqualität, wenn man zu essen aufhört! Aber ich schäme mich für meine Schwäche und mein mangelndes Durchhaltevermögen.

«Dann musst du eben damit leben, dass du fett und hässlich und dumm bist!», sage ich mir und kralle meine Fingernägel so fest in das weiche Bauchfleisch, dass die dunkelroten Abdrücke noch am nächsten Tag zu sehen sind. Ich schlage mir auf die Brüste und Schenkel: «Kein Wunder, dass niemand etwas mit dir zu tun haben will!»

Ich finde nach wie vor keinen Anschluss in meiner Schule. Irgendetwas an mir stimmt nicht. Ich bin nicht cool, witzig, hip genug. Ich habe nicht genug Selbstvertrauen und Ausstrahlung. Ich weiß nicht, welche Bands, Schauspieler und TV-Sendungen man mögen muss, um «in» zu sein. Ich bin unsicher und voller

Selbstzweifel. Ich bin ein gutes Opfer, aber das weiß ich damals noch nicht.

In meiner Klasse existiert eine Hierarchie mit einer kleinen Gruppe von Mädchen und Jungen an der Spitze. Deren Erfolg und Beliebtheit beruhen auf dem einfachen Prinzip, dass sie sich und allen anderen ständig beweisen, dass jeder, der nicht zu ihnen gehört, uncool ist. Sie lachen und lästern über mich. Sie äffen mich nach, beschimpfen mich und schreiben schmutzige Sprüche über mich auf die Wände der Schulklos. Es tut weh, ich schäme mich, und vor allem hasse, hasse, hasse ich mich dafür, dass ich so bin wie ich bin. Denn ich gebe ihnen recht, ich *weiß*, dass sie recht haben.

Ich bin falsch.

Ich bin dumm, hässlich, dick und fett. Ich bin ungeschickt und tollpatschig. Ich rede und lache zu laut. Ich gehe zu laut. Wahrscheinlich atme ich auch zu laut. Ich bin in jeder Hinsicht *zu viel!* Wenn ich mich doch nur in Luft auflösen könnte!!

Nach außen lasse ich mir nichts anmerken; ich lege mir einen maskenartigen Gesichtsausdruck zu, der in allen Situationen steinern und ungerührt bleibt.

Hey, seht ihr, ich kriege gar nicht mit, was ihr sagt oder macht! Und wenn ich es mitkriege, es lässt mich kalt! Ihr kriegt mich nicht!

Sie kriegen mich jedes Mal.

Aber was soll ich tun? Ich muss dorthin, Morgen für Morgen. Ich kann nicht die Schule wechseln, denn dann müsste ich mit meinen Eltern sprechen, und das werde ich auf keinen Fall! Sie sollen nicht von meinen Demütigungen erfahren, sie sollen nicht wissen, dass ihre Tochter «eine von denen» ist, die fertig gemacht werden, weil sie so unbeliebt sind. Sie sollen sich nicht für mich schämen müssen.

Ich klammere mich an Jasmin, sie wird mein Lebensmittelpunkt. Ich vergewissere mich ständig ihrer Zuneigung, will hören,

dass ich ihre beste Freundin bin, und bin eifersüchtig auf jedes andere Mädchen, mit dem sie sich trifft. Jasmin wird das schnell zu eng. Sie mag mich, aber sie mag noch viele andere. Sie probiert eine Freundschaft nach der anderen aus, wechselt ihre «beste Freundin» alle paar Wochen. In den Wochen ohne Jasmin ziehe ich mich wieder zurück und greife auf meine alten Vertrauten zurück, die Bücher. Lesen hilft etwas, es tröstet, es lenkt ab. Aber dennoch bleibt eine Leere in mir, die nichts zu füllen vermag. Meine gesamte Energie verwende ich auf den Balanceakt zwischen der Situation zu Hause, wo ich bei meiner liebenden Familie die fröhliche Tochter und große Schwester bin, und der Situation in der Schule, wo ich der letzte Dreck bin. Diese Artistennummer raubt mir alle Kraft.

Irgendwann fange ich an, mich zu verlieren, bis ich schließlich keine Ahnung mehr habe, wer ich bin oder was ich bin. Ich komme zum Schluss, dass ich ein Nichts bin. In mir wächst eine Traurigkeit und Melancholie, die sich nicht mehr vertreiben lässt. «Weltschmerz» sagen meine Eltern und lächeln.

Ja, es tut weh, obwohl ich nicht genau beschreiben kann, was so weh tut. Aber es schnürt mir die Luft ab, es zerreißt mich von innen.

Ausgelaugt und müde weiß ich nicht, wohin mich das alles bringen wird, aber ich hoffe darauf, dass es bald vorbei ist, dass etwas Neues in mein Leben tritt, das dem Ganzen Sinn verleiht, das mir Halt und Sicherheit gibt. Etwas, das das Chaos in mir und um mich herum zu ordnen vermag.

Als ich 15 bin, werden unsere Klassen neu gemischt. Zu uns kommen unter anderem Lina und ein paar Mädchen, die ich noch vom Kindergarten und der Grundschule her kenne. Wir schließen uns zu einer losen Gemeinschaft zusammen, gegründet aus der Notwendigkeit heraus, dass wir einander brauchen auf diesem Schlachtfeld, das eine Schule sein soll. Wir schieben unsere Bänke im Klassenzimmer nebeneinander und verbringen die Pausen und

Freistunden zusammen. Wir teilen uns bei Ausflügen ein Zugabteil und erledigen Gruppenarbeiten gemeinsam. Außerhalb der Schule treffen wir uns kaum, aber an Geburtstagen und an Weihnachten umarmen und beschenken wir uns, bis wir selber glauben, dass wir alle gut befreundet seien.

Und dann ist Mai und ich wache auf und habe Bauchschmerzen. Sie sind plötzlich da, überall, am heftigsten rechts unten. Habe ich etwas Falsches gegessen? Ein Virus eingefangen? Ich bleibe zu Hause, trinke Tee, knabbere Zwieback, lese und sehe fern, was man eben so tut, wenn man krank ist.

Nach drei Tagen machen sich meine Eltern Sorgen, weil ich außer den Schmerzen keine weiteren Symptome zeige. Kein Erbrechen oder Durchfall, kein Fieber. Mein Vater, der Arzt ist, nimmt mich mit ins Krankenhaus und macht einen Ultraschall vom gesamten Bauchraum. Er findet nichts, die Schmerzen bleiben. Jetzt vermuten sie eine Blinddarmreizung, aber an der Art, wie mein Vater die Lippen aufeinanderpresst und sich durchs Haar fährt, sehe ich, dass er befürchtet, es könne etwas Schlimmeres sein.

Ich finde das alles zu diesem Zeitpunkt noch recht aufregend, den Gedanken, ich könne an einer seltenen Krankheit leiden. Außerdem, und das ist ungleich wichtiger, habe ich eine Entdeckung gemacht, die für mich von unsagbarem Wert ist: Ich habe keinen Hunger! Seit Tagen nehme ich kaum etwas zu mir außer ein paar Stücken Zwieback und ein wenig Suppe. Und es macht mir nichts aus. Ich vermisse das Essen nicht! All meine Abnehmensversuche waren letztlich an meinem Verlangen nach *richtiger Nahrung* gescheitert, und jetzt fehlt mir dieses Verlangen vollkommen. Ich spüre und ich weiß, dass das meine Chance ist, die ich nutzen muss.

Nach einer Woche gehe ich wieder zur Schule, auch wenn die Schmerzen noch nicht ganz abgeklungen sind. Ich darf nicht zu

viel verpassen, Ende Juni schreiben wir unsere Prüfungen. Meine Eltern lassen mich auf eine Lebensmittelallergie hin testen, weil mir jetzt jedes Mal schlecht wird, wenn ich ein bisschen mehr esse oder etwas anderes als meine Schonkost. Bis die Ergebnisse aus München da sind, ernähre ich mich von einer ärztlich verordneten Diät, die aus Tomatensuppe und etwas weißem Reis besteht.

Ich habe keine Lebensmittelallergie.

Aber ich habe weiterhin Schmerzen. Damit keine Missverständnisse aufkommen: Diese Schmerzen bilde ich mir nicht ein! Es ist ein permanenter, dumpfer, bisweilen auch stechender Schmerz. Mein Bauch ist druckempfindlich, vor allem um den Nabel herum und rechts unten. An meinem sechzehnten Geburtstag winde ich mich vor Krämpfen, ich liege auf dem Bett und weine, während meine Eltern hilflos neben mir sitzen und mich streicheln. Ich mache ihnen Angst, und es wird nicht das einzige Mal bleiben. Auch die Übelkeit erfinde ich nicht. Ich bin davon überzeugt, dass mir wenig, leichtes Essen am besten bekommt. Mir und meinem Gewicht.

Anfang Juli empfiehlt ein mit der Familie befreundeter Chirurg, mir prophylaktisch den Blinddarm zu entfernen. Bei jungen Mädchen gebe es manchmal atypische Beschwerden, die dadurch behoben werden könnten. Außerdem könne er bei dieser Gelegenheit meinen gesamten Bauchraum auf etwaige Abnormitäten hin untersuchen. Wir sind einverstanden. Ich war noch nie über Nacht im Krankenhaus und finde es aufregend. Mein Vater ist dabei, als ich in den OP gerollt werde, an den ich keine Erinnerung mehr habe, außer, dass er blau gekachelt ist. Auch die Chirurgen tragen alle Blau. Warum ist im Fernsehen nur immer alles grün?

Als ich aufwache, habe ich stärkere Schmerzen als zuvor. Sie haben an mir eine Bauchspiegelung vorgenommen, bei der durch drei winzige Schnitte – zwei am Nabel und einer im Schambereich – eine millimeterdünne Sonde eingeführt wird. Um die Sonde einführen zu können, wird der ganze Bauch mit Luft gefüllt, was die

Muskeln so stark beansprucht, dass sie hinterher höllisch wehtun. Außerdem ist meine Haut grellorange vom Desinfektionsmittel.

Im Aufwachraum ist mein Vater wieder bei mir, ich murmele, dass ich Schmerzen habe, und er gibt mir ein Schmerzmittel. Den Tag nach der OP verschlafe ich beinahe komplett und erinnere mich später nur undeutlich. Eines jedoch prägt sich mir tief ein: Jedes Mal, wenn ich wach werde, sitzt einer meiner Eltern an meinem Bett. Sie sitzen einfach nur da, lesen oder lösen Kreuzworträtsel, aber sie sind bei mir. Sie lassen mich nicht allein.

Ich fühle mich so sicher und geborgen wie als kleines Kind, als alles noch leicht und einfach und die Welt gut war. Ich will, dass es so bleibt. Ich will nicht erwachsen werden müssen. Ich brauche jemanden, der auf mich aufpasst, der für mich sorgt und mich beschützt, ich schaffe das nicht allein. Ich brauche meine Eltern.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de